

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 194.

Samstag, 21. August

1926.

(2. Fortsetzung.)

Das Sechstagerennen.

Roman von Curt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

Doch schon am Nachmittag plagten sie Gewissensbisse. Was hatte sie gestern abend gedacht? Sie wollte das Stück zuerst verkaufen? Ja, wie denn? Hatte sie etwa die Absicht gehabt, langsam ein Stück nach dem andern herzugeben? Das ging nicht, nein und tausendmal nein! Wie lange noch, dann wanderten die schönen Dinge alle fort, weit hinaus in die Welt und sie — —

Und wie das im Leben geht und wie die Menschen nun mal sind, gerade an diesem Abend verspürte sie seit langem wieder Lust, ins Theater zu gehen, und siehe da, zu dem blauen Komplet passte in den schwarzen Samthut — ihrer Meinung nach — von sämtlichen in Frage kommenden Schmuckstücken natürlich nur die Agraffe, die sie am Morgen verkauft hatte. Sie fiel ins nächste Auto, doch der Juwelier schlug bedauernd beide Hände breit: die Agraffe sei schon zwei Stunden später, nachdem er sie ins Schaufenster gelegt habe, von einem Herrn gekauft worden. Solche veralteten und geschmacklosen Sachen gingen jetzt in der Zeit der Neureichen am besten.

Eva packte die Kaufsumme, die sie schon auf den Tisch gelegt hatte, wieder ein, zerriss draufhin ihr Theaterbillet und fasste an diesem Abend den Entschluß, einen Beruf zu ergreifen. Die Stabilisierung war inzwischen auch in Österreich durchgeführt, man konnte wieder rechnen und fürs erste hatte sie ja was in der Hand.

Annoncen gab sie auf in allen möglichen Blättern. Erste Bedingung: sie mußte nach dem Ausland, denn hier in Wien würde ihr sicher eines Tages die Dame begegnen, welcher der Herr ihre Agraffe geschenkt, und diesen Tag würde sie nicht überleben. Und dann, in einer Stadt, wo man groß war und klein geworden ist, bleibt man auf die Dauer doch nicht. Sie hatte das unbestimmte Gefühl, als werde sie schon auf der Straße von Leuten, die ihr früher zu Füßen gelegen, gemieden, von dummen Menschen, die andere nach der Größe ihres Geldbeutels einschätzten. Außerdem war sie noch zu jung, um in einer Stadt, aus der sie bisher noch nie herausgekommen war, zu versauern.

Auf die Annoncen meldeten sich verschiedene Leute. Unter anderen auch ein Baron Stalny in Amsterdam, ein Herr von einigen sechzig Jahren, der, enorm reich und Junggeselle von Beruf, noch lange zu leben, zuerst aber wieder mal eine Weltreise zu machen gedachte. Außer einem Diener, einem Sekretär und dem Chauffeur gedachte er diesmal noch ein weibliches Wesen mitzunehmen, eine Dame der besten Kreise, die ihm Gesellschaft leistete, ihn unterhielt, ihm vorlas und ihn auf seinen Spaziergängen begleitete.

Eva schrieb einen ausführlichen Lebenslauf, legte einige Bilder bei und wartete auf Antwort. Sie kam nach drei Wochen. Der Herr Baron, schrieb der Sekretär, habe sich so lange Zeit gelassen, um zwischen drei Bewerberinnen, welche in die engere Wahl gekommen wären, auszuwählen. Er habe sich endgültig für sie entschieden und erbittete telegraphische Antwort, ob sie noch frei sei und den beigeschlossenen Vertrag unterschreiben werde. Eva las das Schreiben durch, das An-

gebot ließ nichts zu wünschen übrig, sie erhielt ein gutes Gehalt, man scherte ihr mancherlei Freiheiten zu, sowie eine Abfindungssumme in Höhe eines halben Jahresgehaltes, falls der Baron, gleichgültig aus welchen Gründen, vom Vertrag, der über drei Jahre lief, vorzeitig zu trennen sollte.

Eva telegraphierte und schickte den Vertrag unterschrieben im Giltwerte nach Amsterdam. Sie war glücklich, endlich kam sie hinaus in die weite Welt, hinaus aus der Stadt, die sie jetzt haschte, wie sie früher sie geheilt hatte, begegnete keinen Bekannten mehr, brauchte sie nicht mehr zu grüßen, die jetzt ihren Gruß nur halb erwideren. Schade um Melchior, dachte sie, von Jutta hätte sie sich gern verabschiedet, aber die hatte sich auch seit Monaten nicht mehr sehen lassen. Und was lag schließlich daran? Sie hatte ein Betätigungsfeld, hatte Arbeit und sah die Welt.

Natürlich konnte sie es nicht über sich bringen, ihren Schmuck im Safe der Bank zurückzulassen. Alles mußte mit. Sie kaufte einen handfesten Schrankfroscher, verstautete alle Schatullen, Schachteln, Dosen, Kästchen und Schächtelchen darin, nahm das Notwendige an Garderobe mit, gab die Wohnung auf, entließ das Mädchen, meldete sich auf der Polizei ab: „Verzogen, unbekannt wohin“ und verließ Wien mit einem Gefühl der Erleichterung.

Gefräßt war sie doch.

Sie ahnte nicht, wie sie diese Stadt, die sie im Grunde doch so sehr liebte, wiedersehen sollte.

4. Kapitel.

An einem der ersten Septembertage saßen in einem kleinen Cafè nahe dem Wiener Stefansdom zwei Männer im Gespräch. Der eine, eine herzlich gebaute Gestalt, machte gerade keinen sehr günstigen Eindruck, besonders wenn man die tiefen Falten im Gesicht und die unruhig flackernden Augen sah. Heute schaute er noch besonders finster und verdrossen drein, so daß man sich wohl gescheut haben würde, ihn selbst um Feuer zu bitten.

Der andere war ein junger Fant, wobei das Wort Fant nur in der Bedeutung: eingebildeter Lasse gelten soll, aber eine elegante, hübsche Erscheinung, wie sie in Wien nicht selten sind. Er war gut aufgelegt und blickte sorglos in die Welt, obwohl er's schwer hinter den Ohren hatte.

„Mach' dir keinen Kummer, Roni“, sagte er jetzt, „wir werden sie schon finden. Sie ist ja immer in Wien gewesen, seit ihr Mann sich erschossen hat.“

„Ich denke, er ist ertrunken?“

„Du hast ein verflucht gutes Gedächtnis. Natürlich, was red' ich da. Ertrunken ist er, in der Adria.“

„Bei dir weiß man nie, wo man dran ist.“

„Mein Gott, was hast du heute für eine Laune. Man kann sich doch mal irren. Also sie wird mir schon geben, sie muß einfach. Schließlich hab' ich doch ein Unrecht auf das Geld und den Schmuck.“

„Wenn du ein Unrecht hast, kannst du sie ja verklagen. Neder bessere Rechtsanwalt wird dir den Prozeß

auf Kredit führen, wenn derartige Werte auf dem Spiele stehen."

"Lieber Roni, das weiß ich selbst, aber soll ich mit meiner eigenen Schwester prozessieren? Wenn ich's umsonst haben kann?"

Ober! Bringt Sie mal das Adreßbuch."

Er blätterte, während der andere ihn misstrauisch von der Seite anblieb. Sie kamen sich vom Felde her, und er hatte den aufgeweckten Jungen, der für alles zu haben und für vieles zu gebrauchen war, recht gern, aber er glaubte ihm nicht. Das war zu wenig gesagt, er glaubte ihm nichts. Denn Egon von Henzen log, sobald er den Mund auftat, oder er schwundete oder schnitt auf. So glaubte er auch an die geheimnisvolle Schwester nicht, eine Frau van Draaten, die einen ungeheuer wertvollen Familienschmuck besaßen und der zum Teil dem Bruder gehören sollte. Er war gespannt, wie Egon sich aus der Affäre ziehen würde.

"Hier steht's", sagte er jetzt und reichte das Buch herüber.

Roni Radochla las: van Draaten, Frau Eva, Kärntnerring 39/1, Telephon.

"Sie hat Telephon. Sie mal die Nummer nach."

Egon erhob sich, ging zur Zelle und rief bei seiner Schwester an. Aber statt ihrer meldete sich die Auskunft und gab bekannt, daß die verlangte Nummer schon seit einem halben Jahre erloschen und bisher nicht wieder vergeben sei. Er hing an. Warum hatte sie ihr Telephon aufgegeben?

Dann zählten sie und gingen.

"Ich bin bloß gespannt, was bei der Sache herauskommt", dachte Radochla, als sie in die Drosche stiegen, die sie in gemütlichem Zotteltrab in den Kärntnerring fuhr. Vielleicht war doch etwas wahr an der Geschichte? Daß Henzen keinen Anspruch besaß auf das, was seiner Schwester gehörte, davon war er überzeugt. Aber möglich, daß dieser mysteriöse Schmuck in der Tat existierte. Wenn man nur herausbekäme, wo sie ihn aufbewahrt hatte, dann könnte man ihn ja auch bekommen, ohne daß man einen Anspruch darauf besaß.

Radochla war ein Mann für alles. Nicht für alle, nur für sich allein, aber dann — für alles. Eigentlich hörte er auf den sanften Vornamen Hieronymus, wurde aber Roni gerufen und schlug sich mühselig, wie er das nannte, durchs Leben. Ein kluger Kopf, ein gerissener Kerl, dessen Fähigkeiten auf dem rechten Posten sich zum Guten hätten entfalten können. Aber für Radochla gab's so leicht nicht den rechten Posten.

"Hast du eine Ahnung, was wir bei deiner Schwester herauszuholen können?"

"Nun, ich denke, die Hälfte."

"Und was kommt in Frage?"

"Keine Ahnung! Von dem Barvermögen dürfte nicht viel übrig sein, aber der Schmuck ist glatt zwei Millionen wert."

Das log er, weil er ein feiger Charakter war und sich scheute, dem Freunde die Wahrheit zu sagen. Er wußte natürlich ganz genau, daß seine Schwester keinen Pfennig mit in die Ehe gebracht und daß Vermögen und Schmuck von dem verstorbenen Herrn van Draaten stammten. Aber er hatte die Hoffnung, daß seine Schwester ihm aus der Verlegenheit helfen werde. Damals, als seine Eltern sich einiger übler Streiche wegen von ihm los sagten, war sie zwar auf ihrer Seite gewesen, aber inzwischen waren nicht nur Vater und Mutter, sondern auch ihr Mann gestorben, und die Zeit hatte Gras wachsen lassen über Dinge, die sich aus der Entfernung nicht mehr so schwerwiegend ausnahmen.

Das Haus Kärntnerring 39 war ein alter Patrizierbau, aber schon etwas vernachlässigt in der Fassade, immerhin machte es auf Radochla einen Eindruck. Egon ging allein hinein, während Roni draußen wartete, doch er kam bald wieder zurück, äußerst niedergeschlagen. Seine Schwester wohnte nicht mehr hier, hatte das Haus vor acht Monaten verkauft und war nach der Eisenzahngasse Nr. 21 gezogen.

"Keine so vornehme Gegend", bemerkte Radochla spöttisch.

Sie gingen in die Eisenzahngasse 21, wo sie aber auch erfuhren, daß Frau van Draaten vor acht Tagen aus-

gezogen sei. Ins Ausland vermutlich, man wisse nichts Genaues.

Wenig später sahen sie wieder in dem kleinen Café. Was sie tun sollten, wußten sie im Moment nicht. Seit Monaten hatten sie nichts verdient, von der Hand in den Mund gelebt sozusagen. Die Schwester war im Moment nicht zu finden, möglich, daß man ihr später noch mal begegnete.

Radochla sah Henzen an und Henzen sah seinen Freund an. Sehr intelligent sahen sie beide nicht aus.

(Vorstellung folgt.)

Eine Sturmsfahrt.

Von Hugo von Kölle.

Schon seit einigen Tagen erwartete ich in Konstantinopel eine Nachricht, die mich in wichtigen Geschäften nach Deutschland rufen sollte. Und ausgerechnet in der Frühe des Heiligen Abend traf das Telegramm ein, angesichts dessen ich sofort abreisen mußte. Das aber tat ich nun doch nicht, den Weihnachtstag wollte ich noch mit meiner Familie zusammen verleben. Ich verzögerte deshalb die Abreise auf den nächsten Tag. Der Landweg über Sofia, Belgrad, Wien war unmöglich, da — wie so häufig in jenen Kinderjahren der orientalischen Eisenbahnen — irgend etwas auf dem Schieneweg in Ordnung und der durchgehende Verkehr nach Westeuropa für längere Zeit gesperrt war. Es blieb also nur der Seeweg über Odessa.

Am Morgen des ersten Weihnachtstages weckte mich ein unheilverkündender Sturm, der die nach dem Bosporus binausblickenden Fenster meines Schlafzimmers erschütterte. Meine Fahrkarte für die Reise Konstantinopel—Odessa hatte ich bereits aus der russischen Dampfer-Agentur gelöst und am Nachmittag ließ ich mich vom Kai in Galata aus an Bord der "Rossia" übersezten. Ich traf die Agenten der Linie in eifriger Diskussion mit dem Kapitän über die Frage, ob der Dampfer überhaupt abfahren sollte. Von der Quarantäne-Station Kavak am Ausfluss des Bosporus ins Schwarze Meer, einige 20 Kilometer von Konstantinopel entfernt, waren hohe Wetternachrichten gekommen. Eine Anzahl von Dampfern waren in Kavak vor Anker gegangen, weil sie die Fahrt ins Schwarze Meer bei dem herrschenden Unwetter nicht wagten. Ich hörte den Kapitän sagen: "Ein Russ ergibt sich nicht! Ich fahre! Nur alle Frauen und Kinder müssen von Bord!" So geschah es. Auch den männlichen Passagieren wurde angehängt, die Fahrtkarten zurückzugeben. Schließlich waren wir nur noch 7 Herren, die an Bord blieben. Zwei von diesen spielten auf der Reise eine so tragikomische Rolle, daß sie mir in lebhafter Erinnerung geblieben sind. Der eine, ein Ungar mit mächtigem schwarzen Vollbart, litt während der ganzen Reise neben ausgebogter Seekrankheit an direkter Todesangst und war dabei ganz unwillig furchtbar komisch. Der andere, ein noch jüngerer Herr aus Mitteldeutschland, machte zum erstenmal in seinem Leben eine See- reise. Dieser Herr wollte den forschen Mann markieren, kam dabei aber so lämmерlich in die Brüche, daß er schließlich nur mit einem höchst würdelosen Abgang verschwand.

Wir dampften den Bosporus hinauf. Der Wind heulte und pfiff in allen Tonarten in der Takelage und in den Wanten der "Rossia", als wolle er uns vorbereiten auf das, was draußen auf offenem Meere unser wartete. Als wir Kavak passierten, konnten wir bereits einen Blick hinaus aufs Meer werfen. Weihgekrönte Wasserberge! — Da erscholl das Kommando: "Schiff klar zum Sturm!" Eine fieberechte Tätigkeit folgte am Deck diesem bedeutungsvollen Ruf. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde von Deck geschafft, während die Matrosen, die die erste Deckswache hatten, Ölzeug anlegten. — Dann kam das Kommando: "Alle Mann von Deck!" — Alle, die nicht dienstlich an Deck beschäftigt waren, mußten nach unten verschwinden. Die Wachen banden sich mit Stricken an Masten oder sonstwo fest. — Jetzt rief die Tschalotte zum Essen. Als wir in den Speisesaal eintraten, sahen wir den Tisch mit den, bei schwerem Wetter üblichen Schlingerleisten belegt, in denen jeder Teller, Glas, Flaschen usw. festgehalten und vor dem Umfallen geschützt wurden. Dieser Anblick verdarb schon mehreren Herren den Appetit.

Der Dampfer stampfte bereits mächtig gegen die hohen Seen an. Der "forsche Herr" setzte sich an meine Seite. "Sind Sie schon öfter auf See gefahren?" fragte er mich. Als ich bejahte, wollte er von mir wissen, wie man sich bei Sturm auf See verhalten müsse. "Das können Sie halten, wie Sie wollen," erwiderte ich. "Ich möchte nicht gerne fehlrank werden," versicherte der Brave. "Das glaube ich Ihnen." — "Was kann ich denn dagegen tun?" — "Weiß ich nicht." —

hts
f.
elt
in
im
ter
en.
ts.

Werden Sie nicht seckrank?" — "Nein," antwortete ich etwas ungemütlich; der Mann langweilte mich entsetzlich. "Kann man rauchen?" fragte er weiter. "Mein Gott — ja! So viel Sie wollen. Ich rate zu den schwersten Zigarren," fügte ich hochstolz hinzu.

Der Kapitän erschien und nahm seinen Platz am oberen Ende der Tafel ein. Als er sah, daß ich vor der Suppe einige Wodka trank, redete er mich sofort russisch an. Seine Freude war groß, als ich ihm in seiner Muttersprache Rede und Antwort stand. Von allen Seiten kamen nun die üblichen Fragen an ihn, ob wir schlechtes Wetter haben würden, ob nichts zu fürchten sei und ähnlicher Unsinn. Der russische Seebär verstand natürlich kein Wort davon, lächelte nur freundlich und trank einen Wodka nach dem anderen. Ich machte die Herren darauf aufmerksam, daß man derartige Fragen, besonders bei voraussichtlich schlechtem Wetter, niemals an den Kommandanten richte, kein Kapitän würde darauf antworten; dabei sprach ein alter Seemanns-Uberglaube mit. Über uns donnerten bereits einige überkommende Seen auf das Deck nieder. Das Schiff stampfte gewaltig. Mein Nachbar fragte mich leise, was das für ein Getöse über uns sei. "Das sind überkommende Sturzseen," antwortete ich. "Mein Gott," rief er entsetzt aus, "das Wasser geht über das Schiff hinweg?" — "Ja, — deshalb sind wir ja unter Deck geschickt worden." — "Wäre ich doch lieber auch ausgestiegen," war der letzte Seufzer, den ich von ihm hörte. Er war bereits sehr blass und verschwand mit mehreren anderen Herren noch während wir die Suppe aßen. Beim nächsten Gang blieben der Kapitän und ich allein am Tisch. Der Ungar, ebenfalls schon grün-gelb unter seinem schwarzen Bart, kam noch zu mir heran und bat mich, den Kapitän zu fragen, warum er nicht auch bei Kawak vor Ankunft gegangen wäre? "Das kann ich Ihnen selbst beantworten," sagte ich, "nämlich, weil er nach Odessa fahren will." Ein ungarischer Fluch traf mich, den ich aber nicht verstand. Dann die komische Frage: "Werden wir lebendig kommen in Odessa?" — "Das kann ich Ihnen erst in Odessa sagen." Wieder ein Fluch, — dann war auch der Ungar verschwunden. Nun ließ der Kapitän den ganzen Tisch abräumen, bestellte eine neue Flasche Wodka und — Sekt, dazu eine große Auswahl von Sakustis (Delikatessen, die zu Imbissen dienten). Da war russischer Kaviar, russischer Schi, Lachs usw. usw.

Das Wetter wurde immer schlechter. Die "Rossia" stampfte, rollte und ächzte in allen Fugen. Wir sahen munter weiter. Immer dröhrender stürzten sich die gewaltigen Seen auf das Deck unseres tanzenden Dampfers. Plötzlich gab es einen gewaltigen Ruck und bedenkliches Gepolter über uns. Der alte Seebär lächelte und sagte nur: "Nietshewo" (es ist nichts). Im selben Moment aber erschienen in allen Kabinentüren, die — wie auf den alten Schiffssinnen — in den Essaal führten, bleiche Gesichter, die zu den sitzenden Gestalten im tiefsten Negligé gehörten, und fragten angstvoll, was nun passiert sei. "Nietshewo, Nietshewo," beruhigte der Kapitän und blieb ruhig sitzen. — Der Ungar rief wütend: "Kommen wir lebendig in Odessa, oder nicht?" Ich lachte über den komischen Kerl und sagte: "Wahrscheinlich nicht." Da trafen mich alle "Teremites" und sonstigen Flüche, die das ungarische Vokabularium aufweist.

Ein Matrose kam herein und meldete starke Schneeböen. Sofort erhob sich der Kapitän und lud mich ein, mit ihm auf die Brücke zu kommen. Man hatte ihm Ölzeug gebracht, das er schnell überstreifte. Wir sahen nun einen Moment ab, wo kein Wasser über Deck kam, und stiegen schnell zu der hohen, aber sehr schmalen und ganz freiliegenden Kommandobrücke hinauf. Hier war es ungemein kalt. Durch die Spalten, die uns sogar hier oben noch erreichten, wurden unsere russischen Paproskas ausgelöscht; nicht einmal rauchen konnte man also hier oben. Der Anblick aber, den das wilderregte Meer bot, war unbefriedigend schön. Während des Schneetreibens konnten wir allerdings gar nichts sehen, nicht einmal den Bug unseres Schiffes. Aber plötzlich wurde es wieder klar und der volle Mond beschien das herrliche Bild der sich überstürzenden Wogen. Häufiger wälzten sich die von weißen Schaumkämmen gekrönten Wasserberge unauffällig heran. Ich erklärte dem Kapitän, daß ich noch nie im Leben ein so großartig schönes Naturtheater gesehen habe. — "Sie haben wohl keine Angst?" fragte mich der Seemann. "Nein," erwiderte ich. "Woher sollte ich Angst haben? Wenn man ein festes Schiff unter sich hat, bildet doch der Segang keine Gefahr." Der Kapitän lächelte gütig, als er bemerkte: "Ja, wenn man ein gutes Schiff unter sich hat! Aber dieser alte morsche Kasten kann einem mal unter den Füßen auseinanderbrechen. Ich nehme schon Kurs auf Ost, statt auf Nordost, um nicht breit gegen die Seen zu liegen. Wir werden etwa 20 Stunden länger fahren, aber ich riskiere mit der "Rossia" nicht, die heftigen Anpralle der Wogen mit der Breite aufzufangen." Diese Ausführungen aus dem Munde eines Schiffskapitäns setzten mich in einige Verwunderung!

Inzwischen wüteten die Elemente immer zügeloscher, der Sturm verdoppelte seine Kraft beim Einsetzen neuer Schneeböen; es wurde nachgerade ungemütlich. — Da segten hintereinander drei gewalige Seen über das Schiff, die auch uns auf der Kommandobrücke erreichten. Minutenlang lag der ganze Schiffskörper unter Wasser. Nur wilde weißhäumende Wassermassen sah ich unter der Kommandobrücke. Einen Moment erschien die Situation in der Tat kritisch. In meinen durchnässten Kleidern fror ich ganz jämmерlich, so daß ich mich nach der Koje sehnte. Ich wünschte dem Kapitän eine recht vergnügte Nacht und eilte hinunter. Hier lag ich erst, was die überbrechenden Wogen angerichtet hatten. Die Treppentür nach unten zu den Kabinen war von den Seen durchgeschlagen, die Wasser in den Speisesaal gedrungen. Die schwer sektenen Passagiere ließen leichenblau bis an die Knöchel im Wasser derrum, auf ihren Gesichtern malte sich Grauen und Todesangst. Ich versuchte zu lachen und rief: "Freibad, meine Herren!" Mit solchen Witzen kam ich aber im Moment schlecht an und mußte in meine Kabine flüchten, um mich nicht Unannehmlichkeiten auszusetzen. Bald darauf schloß ich fest ein und erwachte erst spät am Tage. Das Wetter wurde nicht besser; 56 Stunden wurden wir in derselben Weise herumgeworfen, die armen Seeleute litten entsetzlich. Ich als und trank mit einem so gesegneten Lovetit, daß der bedienende Steward mir sagte: "An Ihnen ist auch bei Sturm nichts zu verdienen."

Als wir endlich im Hafen von Odessa um die Mole dampften, da nahmen sich auch wieder die schwankenden Gestalten mit allen Zeichen überstandener großer Leiden auf den blassen Gesichtern, aber glückselig, nun geborgen zu sein. Der junge Mann aus Mitteldeutschland konnte kaum auf den Füßen stehen, aber er lächelte doch freundlich, als er mir zum Abschied die Hand drückte mit der Versicherung, dies sei seine erste und letzte Seereise gewesen.

Ich näherte mich dem Ungarn. "Jetzt kann ich Ihnen auch Ihre Frage beantworten, ob wir kommen lebendig in Odessa

"Lassen's mich aus!" rief er wütend und fluchte.

Frauen-Zeitung

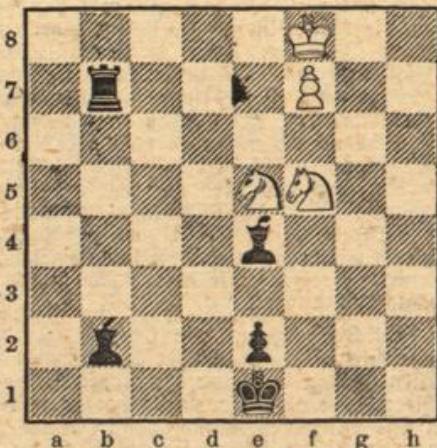
Das Zeitalter der Frauenfreundschaft. Es ist ein altes Wort, daß die Frauen für wahre Freundschaften nicht gemacht sind. Alle berühmten Freundschaften der Geschichte von David und Jonathan bis zu Schiller und Goethe sind Männer gewesen, und niemals hat die Dichtung die Freundschaft von Frauen so verherrlicht wie die von Männern. Aber die Frau, die jetzt so viele Eigenschaften des Mannes erobert hat, tritt nunmehr auch in das Zeitalter ein, wo sie der echten Freundschaft läufig wird. Dies behauptet wenigstens die Engländerin Diana Bourbon in einem Londoner Blatt. "Eine große, bisher unbekannte Gabe ist der Frau des 20. Jahrhunderts zuteil geworden," schreibt sie, "es ist die Gabe des wahren Verständnisses und der tiefen Neigung zum eigenen Geschlecht. In der Vergangenheit, als der Wettbewerb um den Mann für den Hauptinhalt des Frauenlebens galt, als jede Frau in der andern eine Nebenbuhlerin und Feindin sahen wollte, da gab es keine Freundschaft zwischen Frauen in dem Sinne, in dem Männer dieses Wort verstehen. Die Gegenwart hat die alte Behauptung, daß Frauen keine guten Freundinnen miteinander sein könnten, zunichig gemacht; sie hat den Frauen das Gefühl für den außerordentlichen Reiz eröffnet, den eine gute Kameradschaft mit einer andern Frau bietet. Ist doch die Frau seit Jahrhunderten die beste Gefährerin des Mannes gewesen, und sie hat dadurch Eigenschaften entwickelt, die sie zur Kameradin besonders geeignet machen. Im gesellschaftlichen Verkehr, in einer heiteren Gaestfreundschaft und im angenehmen Gespräch darf sie von jehher ihre Vorzüge entfalten; aber der Mann beherrscht auch dieses Bereich ihres Wesens; sie konnte nicht selbst Freundin werden, weil sie zu eng an den Mann gefesselt war. Jetzt aber hat sie die Freiheit und die Gelegenheit erreicht, mit all diesen Gaben andere Frauen zu beschaffen und zu beglücken; sie darf sich Freundinnen wählen und mit ihnen in enger Kameradschaft leben. Überall geben jetzt Frauen Gesellschaften nur für Frauen, geben mit andern Frauen auf Ausflüge und teilen mit ihnen ihre Vergnügungen, und sie lernen nun einen Genuss kennen, der ganz rein und ursprünglich ist und der ihnen früher verschlossen war. Niemals sind Frauen so vergnügt, so amutig, so geistreich, als wenn sie unter sich sind. Die Legende von der Unfähigkeit der Frau zur Freundschaft, die vom Manne verbreitet wurde, ist jetzt in ihrer ganzen Unwahrheit erwiesen, und die Frau ist als ideale Freundin der Frau entdeckt."

Spiele und Rätsel

Schach

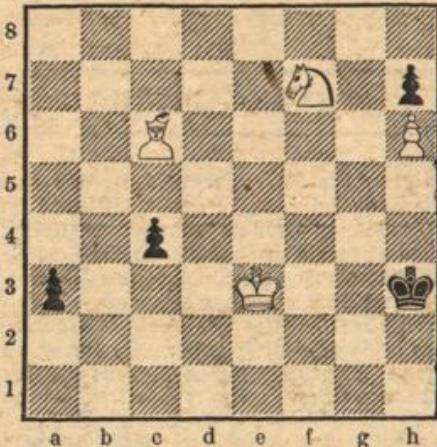
Bearbeitet von Gustav Mohr.

816. P. J. G. Stuiver, Nykerk.



Weiß: Kf8, Se5, f5, Bf7; Schwarz: Ke1, Tb7, Lb2, e4, Be2.
Selbstmatt-Maximummer in 4 Zügen.

817. A. Troitzky, Tschernoserje.



Weiß: Ke3, Lc6, Sf7, Bh6; Schwarz: Kh3, Ba3, c4, h7.
Endspiel. Weiß zieht und gewinnt.

Bei dem Maximummer oder Längstzüger, dieser Neuheit in der Problemkunst des Schachspiels, darf der Schwarze immer nur mit der Figur ziehen, die den längsten Schritt machen kann. Gleichzeitig ist er verpflichtet diesen Schritt auch ganz auszuführen. Da der Weiße durch diese Bedingungen das schwarze Spiel ebenfalls mehr oder weniger beherrscht, so ist es verständlich, daß Probleme dieser Kompositionsort sich hauptsächlich zu Selbstmattaufgaben von Weiß eignen. Auch diese neueste Art von Problemen zeigt eine reiche Quelle tiefesinniger Gedanken. — Nr. 817. Eine äußerst schwierige und scharfsinnige Aufgabe, denn wie soll der Sf7 noch rechtzeitig nach al gebracht werden können? Das scheint fast untuulich.

In seinem Werkchen „Die Verteidigung des Damen-gambits“ weist Großmeister Dr. Tarrasch auf eine Falle hin, in die der Schwarze bei einer bekannten Variante des geweierten Damengambits leicht geraten kann. Da dieses Gambit auch in Wiesbaden mit Vorliebe gespielt wird, werden viele hiesige Spieler den Spielverlauf gern kennen lernen. Nach den Zügen: 1. d4—d5; 2. c4—e6; 3. Sc3—Sf6; 4. Lg5—Le7; 5. e3—Sd7; 6. Sf3—O—O; 7. Tc1—c6; 8. Dc2—a6; 9. cxd5—exd5; 10. Ld3—Te8; 11. O—O—h6; 12. Lf4 sieht der Zug Sh5 für Schwarz sehr verlockend aus, er ist

jedoch ein schwerer Fehler, da Weiß nach 12. . . . Sh5 durch 13. Sxd5! einen Bauer gewinnt. Denn auf Sxf4 nimmt Sd5 zurück und auf cx d5? ist die Dame durch Lc7 gefangen.

Großmeister Reti bittet die Angabe über Blindspielen in der Spalte vom 7. d. M. dahin zu berichten, daß er in São Paulo 29 und Großmeister Aljechin in Paris 28 Partien gleichzeitig blind spielte.

Während des Turniers um die Rheinmeisterschaft in Kaiserslautern gab Großmeister Bogoljubow eine Simultan-Vorstellung an 34 Brettern, von denen er 27 Partien gewann, 4 Remis machte und nur 3 verlor.

Es ist erfreulich zu sehen, wie auch in unserer Umgebung die Schachvereine wie Pilze aus der Erde schießen, überall herrscht reges Schachleben, auch bei den Vereinen unter sich. So erwartet morgen Sonntag, den 22. d. M., Erbach den Schachverein Bierstadt zu einem Wettkampf.

Lösungen.

Von nun an werden die Lösungen der Aufgaben erst drei Wochen nach deren Erscheinen veröffentlicht werden, da sich die bisherige Spanne Zeit von 14 Tagen als zu kurz erwiesen hat. — H. H., Wiesbaden. Wiederum wünschgemäß eine Probe des Neuesten in der Problemkunst. H. S., Wiesbaden. Weltmeister Dr. Lasker ist 1868, Großmeister Dr. Tarrasch 1862 geboren.

Rätsel

Bilderrätsel.



Silbenrätsel.

Aus den Silben: a, a, a, al, au, bel, bra, burg, che, co, de, del, den, ei, er, fraß, genz, glas, ham, i, kog, la, lär, lot, ma, mi, na, nak, ne, ne, nei, no, no, o, re, ri, ri, spel, ta, to, viel, zur sind 16 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, ein Zitat aus Shakespeares „Hamlet“ ergeben. (sp = ein Buchstabe.) Die Wörter bedeuten: 1. Naturereignis, 2. Vorbild, 3. Seemacht, 4. Obstbaum, 5. Probierringlaschen für Chemiker, 6. Patriarch, 7. Rüge, 8. Nimmersatt, 9. Fluß in Südamerika, 10. Schulklasse, 11. Farbe, 12. Nadelbaum, 13. Unterhaltungsspiel, 14. Likör, 15. ostpreußische Stadt, 16. Schulfestsaal.

Worträtsel.

Mit der Blüte süßem Duft,
Würz' ich reich im Mai die Luft,
Doch verändert sich ein Laut,
Liebchen, daß dir nicht graut,
Fahre ich weit übers Meer,
Riech' nach Tabak und nach Teer.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 188.

Problem „Der Rettungsring“: Stille Wasser sind tief. — Magisches Quadrat: 1. Adam, 2. Diebe, 3. Lesen, 4. Ebert, 5. Rente. — Wandelrätsel: Goethe, Goetze, Götz, Göre, Höre, Höhe, Höhle, Hölle, Helle, Heller, Hiller, Schiller.